

Giselher Hickel

Hat der Sozialismus eine Zukunft?

Frage an
einen alten
Zeugen und
Anhänger
einer totge-
sagten Idee

Die Frage ist an mich als Zeitzeuge gerichtet. Es geht um meine persönlichen Erfahrungen mit dem Sozialismus in der DDR und meine Schlussfolgerungen daraus. Damit geht es um sogenannte „oral history“, um das Erzählen von persönlich erlebter Geschichte. Die Methode hat ihre Grenzen und Nachteile, denn Erinnerungen verändern sich im Laufe der Zeit und die Erfahrungen einzelner sind nicht unbedingt allgemeingültig. Dennoch lebt politische Kultur von Erinnerung. Das gilt auch für Religion und zumal für den christlichen Glauben. Mein Zeugnis und meine Überzeugungen sind nicht objektiv, wenn es denn eine historische Objektivität gäbe. Ich bin nicht aufgefordert, unvoreingenommen und distanziert abzuwägen und zu argumentieren, sondern persönlich Farbe zu bekennen.

Wie es anfing

Wie wurde ich zu einem Anhänger der damals noch lebendigen Idee „Sozialismus“?

Ich fange mit dem Mauerbau an: Wenige Wochen vor dem 13. August 1961 habe ich in Leipzig mein Abitur abgelegt. Zwischen Zeugnisausgabe im Juni und Mauerbau im August verließ ein knappes Drittel meiner Mitschüler und Mitschülerinnen die DDR in Richtung BRD. Ich war nahe dran, es ihnen gleichzutun.

Dass ich in Leipzig blieb, hing unter anderem mit meinem Christsein zusammen. Ich gehörte zur Jungen Gemeinde. Ich hatte vor, Theologie zu studieren. Ich war in der Evangelischen Schülerarbeit aktiv, einem Arbeitszweig des Landesjugendpfarramtes. Für uns Christen in der DDR war es fast selbstverständlich, dass wir den Sozialismus ablehnten, denn der war ja „atheistisch“. Volksskirchlich geprägt, waren uns „gottlose“ Menschen und zumal eine „gottlose“ Idee suspekt. Wir hegten den staatlichen Strukturen der DDR gegenüber mehr oder weniger feindselige Gefühle. Aber es gab Unterschiede. Es gab viele, die aus der DDR emigrierten, physisch oder im Sinne einer inneren Emigration. Es gab aber auch eine Minderheit, die meinte, dass wir als Christen in der DDR unseren Platz hätten. Zu letzteren gehörte ich. Wir wollten in

einer religionsfeindlichen Umgebung Zeugnis von unserem Glauben ablegen. Das hatte einen Anflug von Kämpfertum, aber ohne Untergrundmentalität, gleichsam mit offenem Visier. Ich trug z.B. stets mit gewissem Bekennerstolz ein Abzeichen der Jungen Gemeinde an der Jacke. Dass ich es mit der Kirche hatte, war in der Schule und in meiner Umgebung bekannt. Es hat mir nie geschadet, sondern im Gegenteil Interesse und Respekt eingebracht, etwa auch bei etlichen Lehrern.

Als Theologiestudent wurde ich in den Schülerarbeitskreis meiner sächsischen Landeskirche kooptiert. Dort lernte ich Ökumene kennen. In meinem Theologiestudium kam das kaum vor. Die Oberschülerarbeit hatte quasi als Nebenaufgabe von der Jugendkammer den Auftrag, sich um ökumenische Kontakte der Jugendarbeit zu kümmern. Das betraf z.B. gemeinsame Veranstaltungen mit der katholischen Jugendseelsorge, aber auch die Vermittlung von Informationen aus der weltweiten ökumenischen Bewegung, wie sie durch den Genfer Ökumenischen Rat der Kirchen vertreten wurde. Beherrschende Themen in den 1960er Jahren waren z.B. die Antipartheid-Bewegung, die Bürgerrechtsbewegung in den USA, die Proteste gegen den Vietnamkrieg der USA, das Antirassismusprogramm und die antikolonialen Kämpfe besonders in Afrika, die Theologie der Befreiung in Lateinamerika. Auffallend war, dass es bei all diesen Themen Affinitäten zwischen der Ökumene und den ideologischen Positionen der offiziellen DDR-Politik gab. Das war kein Zufall, denn Sozialismus ist von seinem Ansatz her immer internationalistisch, d.h. quasi in einem säkularen Sinn „ökumenisch“.

Das Denken in der DDR war allerdings stark national bestimmt, nämlich durch den Vergleich mit der BRD. Das galt vor allem für die Kirchen. Bis 1969 gehörten die evangelischen Landeskirchen formal der EKD an. Im Vergleich schnitten die westdeutschen Kirchen um ein Vielfaches besser ab: Sie waren reich, einflussreich, privilegiert. Westdeutsche Kirchlichkeit galt uns als der Normalfall. Die westliche Welt mit ihrer Demokratie

und Freiheit zog deshalb auch die Christen mäßig an.

Unter allen, die ich in Richtung BRD ziehen sah, darunter meine Mitabiturient*innen und auch Familienmitglieder, fällt mir niemand ein, der ging, weil es ihm oder ihr in der DDR schlecht gegangen wäre, weder materiell noch ideologisch. Ideologische Konflikte hat es sehr wohl gegeben. Aber die allermeisten suchten mehr Pluralität, Mobilität, d.h. Reisemöglichkeiten Richtung Westen, und die besseren Konsumangebote.

Dass sich meine Einstellung anders entwickelte, war das Ergebnis vieler einzelner Erfahrungen. Ich will zwei ganz persönliche Erfahrungen herausgreifen.

I
Mein Bruder, er war 4 Jahre älter als ich, ging nach dem Abitur auch in den Westen. Er hatte sich in Dresden an der Verkehrshochschule beworben, wo ein strenger Numerus clausus galt und war, nicht ganz unerwartet, zunächst abgelehnt worden. Das erleichterte es ihm, sich als „politischer Flüchtling“ in der BRD einzufinden. Nach einem BWL-Studium arbeitete er für ein Versicherungsunternehmen, den Gerling-Konzern, speziell im Bereich von Industrieversicherungen. Bei seinen Besuchen bei uns in Leipzig war ich immer begierig, von seinen Erfahrungen unter Westdeutschen zu hören, zum Beispiel von seiner beruflichen Arbeit. Ich erfuhr, dass er mit der Leitung von Unternehmen Kontakt aufnehmen musste, um für deren Exportvorhaben Versicherungsleistungen anzubieten. Aber er war natürlich nicht der einzige, der bei den Firmen vorsprach. Es kam darauf an, herauszufinden, welche Angebote die Vertreter anderer Versicherungen machten, um diese zu unterbieten oder sie irgendwie auszutricksen. Die anderen waren Kollegen. Zum Teil kannte er sie sogar persönlich, hatte womöglich mit ihnen zusammen studiert. Das Ganze war keineswegs ein Spiel oder sportlicher Wettstreit. Von Zahl und Wert der Abschlüsse hingen das eigene Fortkommen und das Gehalt ab. Wer schlechte Bilanzen aufzuweisen hatte, bekam im Konzern keine Chance. Es ging um die Frage: Ich oder der Andere, Gewinner sein oder Verlierer sein. Mein großer Bruder rühmte sich, stets einer der Besten zu sein. Ich fand das Ganze entsetzlich. Versicherung hatte in meiner Vorstellung mit dem Schutz bei Unglück zu tun, Schutz der Existenz bei

Verlusten. Versicherung funktionierte nach dem Solidarprinzip: Die Gesamtheit der Versicherten tritt hilfreich für die ein, die einen Schaden erleiden. Damit machte man keine Geschäfte! Und schon gar nicht machte man damit Geschäfte, bei denen der eigene Vorteil mit einem Schaden für den Kollegen nebenan erkauft wird.

Wenn ich das heute erzähle, habe ich fast das Gefühl, ich müsste mich für so viel ostdeutsche Naivität entschuldigen. Ganz gegen seine Absicht trug mein Bruder – der übrigens trotz manch hitziger Diskussionen mein vertrauter Bruder blieb – dazu bei, dass ich den Kapitalismus besser verstand, besser als es mir im Staatsbürgerkunde-Unterricht beigebracht worden war. Seitdem habe ich die banale Grundregel des Kapitalismus begriffen: Ein privates Versicherungsunternehmen verkauft eine Versicherungspolice nicht, um Menschen mehr Sicherheit zu geben, sondern um Geld zu verdienen. So wie eine Möbelfabrik nicht Stühle produziert, damit es die Menschen bequem haben, sondern um das Kapital zu vermehren. Bombenfabriken geht es nicht um den Schutz der Bevölkerung, sondern um den Profit.

Ich begriff, dass Sozialismus nicht einfach eine Alternative war, so als könne man es mit der Wirtschaft so oder so machen. Sozialismus erschien mir seither als Therapie für eine gesellschaftliche Krankheit pandemischen Ausmaßes, die Kapitalismus heißt. Es ging nicht nur um eine Wirtschaftsweise, sondern eine Gesellschaftsstruktur, die tief in das Verhalten und Denken der Menschen eingreift – in diesem Falle in das Denken und Verhalten meines Bruders, mit dem ich aufgewachsen war, aber der sich nun in einem ganz anderen Umfeld behaupten musste. Kapitalismus war für mich zu einem kulturellen Muster geworden: Der Andere ist der Konkurrent, der potentielle Gegner. Das Gegeneinander wird zur Norm, damit in gewissem Sinne zur Religion.

Das ist mir gewiss nicht von einem Tag auf den anderen in den Sinn gekommen. Aber jedenfalls bin ich nicht in erster Linie Anhänger des Sozialismus geworden, weil ich den so toll fand, sondern weil ich über den Kapitalismus erschrocken bin.

II

Eine zweite Erfahrung hatte mit meinem Beruf zu tun. Auch sie geht zurück auf eine Begegnung. Wichtige Erfahrungen haben immer mit Begegnungen mit Menschen zu tun. Wir hatten im säch-

Ich bin nicht in erster Linie Anhänger des Sozialismus geworden, weil ich den so toll fand, sondern weil ich über den Kapitalismus erschrocken bin.

Ich wurde nicht Anhänger des Sozialismus, weil ich von dessen Stärke überzeugt war, sondern weil ich seine Schwäche begriff, auch wenn die von seinen eigenen Protagonisten nie eingestanden wurde.

sischen Arbeitskreis für Schülerarbeit den Leiter des Ökumenischen Jugenddienstes eingeladen. Sein Name war Dietrich Gutsch, er wurde später ein wichtiger Freund und ich, als er früh starb, sein Nachfolger. Der Ökumenische Jugenddienst war eine Einrichtung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR mit Sitz in Berlin. Er organisierte u.a. internationale Workcamps und er war für seine DDR-freundliche Einstellung bekannt. Wir wollten Dietrich Gutsch deshalb auf den Zahn fühlen und ihn hinterfragen. Aber er konfrontierte uns mit einer Frage: Wenn unser Platz als Christen an der Seite der Schwachen war und derer, die der Hilfe bedurften, wer waren die eigentlich in unserer Gesellschaft? Waren das die Christen, die sich in der säkularen Umgebung marginalisiert fühlten, Karrierechancen vermissten, die sich wegen der abschätzigen Urteile über Kirchen und Kirchengeschichte angegriffen fühlten, die sich aber trotz alledem in dem „gottlosen“ Staat in einer relativ komfortablen Minderheitssituation befanden? Oder: Waren es die aktiven oder auch nur passiven Gegner des Sozialismus, die ihre Opposition nicht öffentlich propagieren durften, dafür aber die geballte Medienmacht des Westens hinter sich wussten? Oder könnten vielleicht umgekehrt diejenigen auf unsere Hilfe angewiesen sein, die nach Faschismus und Krieg eine andere Gesellschaft aufbauen wollten, eine Gesellschaft, in der Freiheit zu verstehen war im Sinne von Gleichheit und Solidarität? Dietrich Gutsch fragte uns, ob wir uns als Christen bei denen einreihen sollten, die mit dem Blick nach dem Westen gewandt sich dem Neuen verweigerten? Oder war unser Platz an der Seite derer, die entschlossen waren, die Welt zu verändern und dabei nicht ohne Härte auskamen.

Christsein konnte sich entweder an der volk-kirchlich-privilegierten ‚Normalität‘ der Vergangenheit orientieren, oder sich auf die Herausforderung einlassen, Konsequenzen aus zurückliegenden Versagen zu ziehen. Der Faschismus war ja noch jüngste Vergangenheit. Und er war nicht durch Zufall entstanden, sondern er war nur eine extrem brutale Variante der Durchsetzung des Rechtes des Stärkeren, des Gefühls, der Überlegene zu sein, sei es durch „Rasse“ oder Nation. Diese Geltung des Faustrechtes des Stärkeren war mit der Niederlage des Faschismus nicht aus der Welt verschwunden. Die Apartheid in Südafrika lebte von der Unterstützung des Westens. Der Kolonialismus wandelte sich zum Neokolonialismus. Der

Hunger in der Welt war nicht einfach nur menschen- sondern kapital-gemacht, durch Wirtschaftsmacht erzeugt.

Dietrich Gutsch warb dafür, dass Christen nicht einzig und allein die Option hätten, es in der DDR auszuhalten. Wir könnten auch die Aufgabe annehmen, an dem Projekt Sozialismus als Verbündete mitzuarbeiten, obwohl man uns nicht mit offenen Armen willkommen hieß, sondern mit Misstrauen bedachte. Es ging nicht darum, auf Seiten der Sieger Partei zu ergreifen, sondern bei der mühseligen Veränderung der an der kapitalistischen Krankheit leidenden Gesellschaft mitzutun, das eigene Denken und Verhalten und das der Mitmenschen zu verändern. Mir leuchtete das ein. Ich wurde nicht Anhänger des Sozialismus, weil ich von dessen Stärke überzeugt war, sondern weil ich seine Schwäche begriff, auch wenn die von seinen eigenen Protagonisten nie eingestanden wurde. Mein Engagement vollzog sich in der ökumenischen Arbeit der Kirchen. Auf der Ebene von Gemeinde, später auf nationaler und internationaler Ebene habe ich zusammen mit anderen Begegnungen über die Trennlinien von Ost und West und Nord und Süd hinweg organisiert. Der Blick über die eigenen Grenzen hinaus hilft festzustellen, wo die Schwachen sind und wohin wir gehören.

Eine anstrengende Baustelle

Natürlich geht es in der Ökumene nicht um den Sozialismus, sondern um das Reich Gottes. Das Reich Gottes ist komprimiert auf den Punkt gebracht: „Tora“ und „Agape“, Gebot Gottes und Nächstenliebe, Gesetz und Evangelium, oder säkular ausgedrückt „Egalität“ und „Solidarität“. Die Affinität zwischen Reich Gottes und Sozialismus ist unverkennbar trotz ganz anderer Herkunft und unterschiedlicher Praxis. Es ist Verwandtschaft – nicht Identität. Sich verbünden heißt nicht sich angleichen.

Der real existierende Sozialismus war meilenweit entfernt von der biblischen Vision vom Reich Gottes, übrigens auch von seinem eigenen Ziel und Anspruch. Ich vergleiche ihn gern mit einer Baustelle: Da geht es meist ziemlich dreckig und chaotisch zu. Der einzelne Maurer oder Zimmermann hat kaum den Überblick über das Ganze. Böse Überraschungen und ungeplante Verzögerungen sind an der Tagesordnung. Manche Handwerker pfuschen und es muss verlustreich korrigiert werden. Man muss sogar aufpassen, dass niemand zu

Schaden kommt und nicht Baumaterial geklaut wird und deshalb auf die Sicherheit achten. Aber es geht dennoch voran, solange alle Beteiligten wollen, dass das Haus fertig wird.

Dass die DDR 1990 in die kapitalistische Welt zurückfiel, war aus meiner Sicht ein Mangel an solchem Willen. Natürlich kann man politische Fehlentscheidungen benennen. Es gab ökonomische Fehler. Es gab demokratische Defizite. Das alles ist wahr. Aber im Kern war es das Nicht-Wollen. Wir wollten lieber den fertigen, den alten, sozialstaatlich aufpolierten Kapitalismus als die anstrengende „Baustelle Sozialismus“. Biblisch gesprochen sind wir Götzen gefolgt, statt der biblischen Weisung der Tora und Agape, von Egalität und Solidarität.

Ich habe die Wende 1989/90 nicht als das Scheitern der Anderen erlebt, sondern als unser Scheitern. Ich war daran beteiligt. Wir haben es nicht geschafft. In der Kirche, die die Wende als Sieg feierte und triumphierend die Glocken läutete, weiterzuarbeiten, fand ich deshalb schwierig. Ein Weitermachen hätte für mich de facto einen Seitenwechsel bedeutet. Nach fairer Verständigung und

in gegenseitigem Einvernehmen mit meiner Dresdner Kirchenleitung gab ich meine Ordinationsrechte zurück. Die letzten 15 Jahre meines Berufslebens verbrachte ich ohne Zähneknirschen als Arbeiter auf dem Friedhof.

Hat der Sozialismus noch eine Zukunft?

Ich war nicht der einzige, dem 1989 klar war, dass unser Scheitern nur ein Vorzeichen für kommende Katastrophen war. Das ist heute, dreißig Jahre später, wahrlich keine prophetische Erkenntnis mehr. Die gegenwärtige Pandemie ist nur eine Facette der multiplen Krise aus fehlgeleitetem Reichtum, Armut, Hunger, Krieg, Naturzerstörung usw. Ich hatte anfangs gehofft, die Erfahrung der Wende würde uns, die wir einmal aus der Bahn geworfen wurden, wappnen, ähnlichen Erfahrungen in Zukunft mit Gelassenheit und geschärften Sinnen zu begegnen. Einschränkungen, wie die des derzeitigen Infektionsschutzes, angeordnet von ungeliebten Administrationen, sind ein Vorgeschmack unumgänglicher Einschränkungen individueller Freiheit zugunsten eines umstrittenen Allgemeinwohls, in die uns die fatale Dynamik des Kapitalismus

Ich habe die Wende 1989/90 nicht als das Scheitern der Anderen erlebt, sondern als unser Scheitern. Ich war daran beteiligt.



Ich sehe keinen Anlass zum Optimismus, aber wir sollten uns weigern, von der Hoffnung zu lassen.

führen wird. Angesichts aktueller, verbissener Aufgeregtheit meiner Landsleute scheint mir, ich war mit meiner Hoffnung ein bisschen zu optimistisch.

Ich sehe im Moment keine realistische Chance für ein neues sozialistisches Experiment wie 1917 in Russland oder 1945/49 in Deutschland. Dennoch heißt aus meiner Sicht die entscheidende Frage nicht, ob der Sozialismus noch eine Zukunft hat, sondern: Haben wir ohne Sozialismus eine Zukunft? Ich behaupte: Nein. Ohne Sozialismus, damit meine ich: ohne die ökumeneweite Besinnung auf Egalität und Solidarität, ohne das entschiedene Außerkräftsetzen des Rechtes des Stärkeren, sind die aktuellen Krisen unserer globalen Gesellschaft nicht zu meistern.

Müssen wir uns also einem Fatalismus hingeben? Ich will die Frage nicht politisch beantworten, sondern als Theologe.

Die entscheidenden Texte der Tora und der Agape in der hebräischen Bibel sind wahrscheinlich während des babylonischen Exils des Volkes Israel niedergeschrieben worden, als die Chance für eine autonome Existenz, orientiert an Gottes Gebot und an Nächstenliebe, nicht in Sicht war. Und doch gab es unter der Perserherrschaft überraschend die Chance einer Rückkehr in die Heimat. Und es gab den Versuch, erstmalig ein Gemeinwesen nach diesem Muster aufzubauen. Und siehe da: Es ging! Ton Veerkamp nennt es eine Tora-Republik. Es ging, wenn es auch nicht perfekt war und nicht ewig hielt. Die Tora-Republik hatte keinen Bestand, als die Militärmacht unter Alexander dem Großen Westasien überrannte. Doch seitdem wurde mit der Erinnerung die Hoffnung auf ein Reich Gottes von Generation zu Generation weitergegeben und es gab vor und nach Jesus von Nazareth immer neue Experimente zu seiner Verwirklichung.

Im ersten Jahrhundert n. Chr., nach dem Tod des Messias und dem Scheitern des Befreiungskrieges gegen das römische Imperium, hatte die biblische Vision vom Reich Gottes, von Egalität und Solidarität, keine Chance gegenüber dem römischen Imperium. Die messianische Gemeinde hatte zwei Optionen: Sie konnte sich abgrenzen und die Tora und die Nächstenliebe in geschlossener Gemeinschaft leben. Das Imperium bot dafür Nischen. Das tat die Jerusalem-Gruppe um die Apostel Petrus und Jakobus.

Die andere Möglichkeit war die, die römische Gesellschaft zu unterwandern, mit einem Netz von

Gruppen, Stützpunkten, Gemeinschaften zu durchdringen, je nach Situation manchmal subversiv im Untergrund oder offensiv und risikobereit. Das war die Strategie von Paulus, die Lukas in der Apostelgeschichte beschreibt und von der Paulus selbst in seinen Briefen spricht. Der zweite Weg war ziemlich erfolgreich, obwohl er letztendlich nicht zum Ziel führte. 381 übernahm das Christentum als Staatsreligion Verantwortung im römischen Imperium, das es eigentlich hatte aus den Angeln heben wollen. Damit verblasste das Projekt von Egalität und Solidarität. Es wurde dennoch von Minderheiten aufbewahrt und tradiert bis zu uns. Die Petrus-Option ist also nicht umsonst gewesen.

Es ist wahr, all diese Experimente führten nicht zum endgültigen Ziel. Aber die Geschichte des Messias Jesus ist die definitive Bestätigung, dass Scheitern nicht Hoffnungslosigkeit bedeutet. Das ist es, was die Auferstehung sagen will. Das Projekt einer Gesellschaft in Gleichheit und Solidarität ist nicht totzukriegen. Das Vertrauen in diese Verheißung war und ist lebenswichtig. Sie muss uns bleiben, damit wir menschlich bleiben.

Ich sehe keinen Anlass zum Optimismus, aber wir sollten uns weigern, von der Hoffnung zu lassen. „1990 ist eine Geschichte zu Ende gegangen, aber nicht die Geschichte“ (Ton Veerkamp).

Ich sollte von meinen DDR-Erfahrungen Zeugnis geben. Haben die etwas gebracht? Ich behaupte: Der reale Sozialismus hat im 20. Jahrhundert gezeigt: Es geht! Es ging nicht gut, aber es ging nicht ganz so schlecht, wie unsere Gegner es hinstellen. Ein Drittel der Welt hat Wirtschaft und Gesellschaft so organisiert, dass ein bescheidenes Maß an Egalität entstand. Selbst die Feinde des Sozialismus leugnen nicht, dass es in der Bevölkerung der DDR weniger Einkommensdifferenzen und ein erstaunliches Maß an Solidarität gab, auch über die eigenen Grenzen hinaus. Wir haben gezeigt, dass es geht – unperfekt zwar und nicht auf Dauer. Wichtig ist, dass unsere Geschichte nicht vergessen wird, sondern erzählt wird. Wichtig ist, dass die biblische Vision von Egalität und Solidarität nicht Utopie ist, die nie und nimmer ihren Ort hatte und finden wird. Sie suchte ihre Orte, immer wieder, auch im 20., und sucht sie auch im 21. Jahrhundert. Es ist an uns, solche Orte zu bereiten. „Zukunft ist, was wir heute tun“ (Mitri Raheb).